

Nr. 21. Bromberg, den 26. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von Hermann Lint.

12. Fortsetzung.)

Beate war froh, daß diese Nacht nicht lange währte, da schon in aller Frühe der Frühzug nach Frankfurt ging, von wo sie in den Berliner D-Zug umzusteigen hatten. Denn diese Nacht war die erste wirklich schlaflose Nacht, die sie auf der ganzen Reise verbrachte. Selbst die Nächte, die den ersten Zusammenkünften mit Guido gefolgt waren, und selbst jene nach dem Frühlingsfest am See hatten ihr trotz aller Erregungen einigen Schlaf gebracht, aber, was sie jetzt zu grübeln begann, nahm ihr die Ruhe und sie war froh, als gegen vier Uhr der erste Tagesschimmer durch die Scheiben ging.

Und schon wenige Stunden später kam ein rascher Abschied auf dem kleinen Weinheimer Bahnhof.

„Vergiß nicht, mir sogleich zu schreiben . . .," rief Frau Professor Himmelland der Tochter nach und drei Taschentücher schwenkende Mädels entschwanden in der frühnebligen Landschaft.

Der letzte Reisetag vergeht schnell.

„Wißt ihr," sagte Hanna, als sie um die Mittagszeit auf halber Strecke angelangt sind, „. . . jetzt stelle ich eine Preisfrage: Woran denkt man, wenn man von einer Reise aus Italien zurückkommt?"

Erika lächelt.

„Man denkt daran, wie man möglichst lange inkognito bleiben kann!" sagte sie. „Ich muß zusehen, daß Frau von Hohenquast-Lettwitz nicht gleich etwas von meiner Rückkehr erfährt . . . Ich wünschte, ich könnte noch so acht Tage für mich bleiben . . . und über alles nachdenken, was wir gesehen und erlebt haben . . ."

„Da hast du recht . . .," sagte Hanna. „Ich sage weder Hans Strohmann noch Peter Rabe etwas davon, daß ich zurückgekommen bin, und meine Bilder und Ansichtskarten verstecke ich ebenfalls. Denn das gibt bei uns einen Heidenklamauk. Die guten alten Freundinnen meiner Mutter benutzen natürlich die „Rückkehr" de „Töchterchens", um sich sogleich zu einem Kaffee anzusagen und dabei werde ich nebst allem, was ich mitgebracht habe, als besondere Attraktion herumgereicht . . . Ich danke . . . Ich will mir jetzt nach so langer Zeit noch ein paar Tage Berlin ansehen . . ., den Kurfürstendamm und das Marmorhaus und den großen Ausverkauf, von dem ich gestern gelesen habe, und eine nette Operette . . ."

„Und was meinst du, Beate?" frug Erika.

Beate drückt ihr Gesicht an die Scheibe des Abteils, obschon heute ein regnerischer Tag ist, und die Landschaft, die ohnehin nicht sehr verlockend ist, kaum sichtbar wird.

„Ich . . .," sagt sie zögernd, „ich mache gar keine Pläne . . ." Und sie sieht unentwegt durch die vom Regen beschlagenen Scheiben.

Sie hat vielleicht ein wenig Heimweh, nach Muttern, nach Weinheim . . . Denn sie haben begriffen, daß in dieser kleinen süddeutschen Wohnung eine Heimat ist. Und sie sagen nichts weiter. Leise legt Erika ihre Hand in diejenige Beates.

Einige Stunden später gehen die ersten Lichter der Berliner Vorstädte auf.

Und langsam fährt der lange Zug in die Halle ein, aus der sie vor sechs Wochen hinausgefahren sind.

„Ich sehe Tante Paula . . .," schreit Hanna, noch ehe der Zug zum Stehen kommt. „Jetzt ist es aus mit meinem Inkognito . . ., denn wenn Tante Paula weiß, daß ich zurück bin . . ."

Und dann jubelnder Empfang.

Tante Paula war für Frau Oberpostrat erschienen, die eine Erkältung hatte und außerdem — wie sich später herausgestellt hat — mit dem Kuchenbacken nicht fertig geworden war. Der Oberpostrat aber war selbstverständlich gekommen, ebenso wie Erikas Tante, die ein Sommerhütchen auf dem Kopfe trug, das aus der Zeit der seligen Kaiserin Friedrich sein konnte.

Man küßte, fragte, drückte die Hände, lachte, fing an, das Allernächstliegende zu erzählen.

Da schob sich aus der Menge der ankommenden und erwartenden Menschen der stattliche Justizrat von Loschbeck, der sich anscheinend etwas verspätet hatte.

„Ich beglückwünsche Sie in der Heimat, meine Damen . . .", sagte er und überreichte jedem der Mädels einen Rosenstrauß.

Nicht ganz unbeachtet von einer Reihe von Menschen, denen die etwas laute Ankunft der drei und der Bukettisegen aufgefallen sein mochte, gingen sie dem Ausgang zu.

Gleich hinter der Sperre sagte Herr von Loschbeck:

„Also, meine Damen . . . Nochmals Heil und wieder Heil, daß Sie uns so wohlversehrt wiedergekommen sind . . . Sie werden mich nun aber entschuldigen, denn selbst die Abende eines Rechtsanwalts haben ihr Tagewerk . . . Aber ich darf Sie wohl bitten, sich morgen nachmittag bei mir im Bureau einzufinden . . . Ich möchte . . ."

Er stockte einen Augenblick.

„Nun ja," sagte er dann, seinen Satz nicht zu Ende führend, „Sie werden ja gewiß höchst neugierig sein, das Geheimnis dieser Reise kennenzulernen und . . ."

Warf er einen Blick auf Beate oder kam es ihr nur so vor?

Sie hatte ihn bisher angesehen, senkte aber jetzt den Kopf . . . Sie zitterte vor den nächsten Worten, die der Rechtsanwalt sagen würde . . . und in der Tat, als ob sie geahnt hätte, daß die nächsten Worte irgend etwas bringen könnten, was ihre eigenen Erwartungen und Gespanntheit berühren müsse, vollendete er seinen Satz:

„Der spiritus rector dieser Reise hat natürlich das lebhafteste Bedürfnis, meine Damen, Sie jetzt kennenzulernen und wird sich morgen in meinem Bureau die Freude machen, Sie persönlich zu begrüßen . . ."

Beate fühlte, wie sie erblaßte und leise zu zittern begann. Guido würde also doch . . . obschon er ihr versprochen hatte . . . aber vielleicht war es garnicht Herr von Treller-Els . . . vielleicht war es jener andere, der nach Weinheim geschrieben hatte . . ."

Es war nur gut, daß das allgemeine Sichverabschieden, das jetzt an die Reihe kam, ihren Gedanken zunächst ein Ende bereitete.

Der Justizrat hatte sich bereits „empfohlen".

Der Oberpostrat drängte, daß man zu Muttchen zurück müsse, die schon das Abendbrot bereitet hätte.

Erikas Tante zeigte auf ihrem Gesicht den Ausdruck jener „vornehmen" Reserviertheit, der ohne besondere Sprache so viel besagte wie: „Ich glaube, es wird Zeit . . ."

Und die Mädels? Die würden ja morgen nach der Rücksprache beim Justizrat noch miteinander plaudern und ein Wiedersehen verabreden können.

So sah sich Beate Himmelland plötzlich allein in den Straßen Berlins, allein in einer altmodischen Pferdedroschke, die ihrem Mietzimmerchen zusteuerte. Vielleicht hätte unter

normalen Verhältnissen der plötzliche Kontrast zwischen hier und drunten im Süden ihre Aufmerksamkeit gefesselt, denn der Rückkehrende wird unwillkürlich dazu veranlaßt, die schmalen, schwindsüchtigen Bäumchen der Berliner Straßen mit den strotzenden Platanen der dortigen Alleen zu vergleichen oder das ordentliche Bild des Straßenverkehrs mit dem wahllosen Durcheinander in belebten italienischen Gassen. Aber nach solchen Vergleichen stand nicht ihr Sinn.

Sie dachte nur das eine: wird oben ein Brief von Guido sein, der alles aufklärt, der sie beruhigen würde vor der morgigen Rücksprache bei Herrn von Loschbeck, ein Brief, in welchem er sich als Verfasser des Weinheimer Epistelschreibens bekennen würde?

Das war also gleich nach der flüchtigen Begrüßung mit ihrer Wirtin das erste, was sie fragte:

„Ist Post für mich gekommen?“

Einige Briefe und Karten lagen wohlgeordnet auf der Kommode neben einem Blumensträußchen, das ihr die gute Alte hingestellt hatte.

Rasch überflog sie die Korrespondenz.

Ein Brief von Guido war nicht dabei.

Ihre Besorgnis wurde immer stärker. Da er doch die Reise veranstaltet hatte und kontrollierte, mußte er doch den genauen Tag ihrer Rückkehr wissen. Warum hatte er nicht geschrieben, wie sie verabredet hatten? Ungewisse Zweifel stiegen ihr auf.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein.

Auf eine Frage der Wirtin sagte sie, daß sie schon zu Abend gegessen habe und nichts mehr benötige.

Langsam ging sie daran, ihre Bilder und Skizzen auszupacken. Die Müdigkeit, die jetzt — noch von der schlaflosen Nacht in Weinheim her — über sie kam, befreite sie von den quälenden Gedanken. Auf dem Sofa sitzend, die verschiedenen Skizzen und kleinen Zeichnungen um sich herum, sank sie in einen dämmerigen Halbschlummer. Das Einsamkeitsgefühl, das sie plötzlich gepackt hatte, als sie allein in ihrem Zimmer saß, wich einem Träumen von bunten Bildern und Eindrücken. Bald sah sie sich in Genua, den Garten des Viletta di Negro hinaufsteigen, unter Palmen und Eukalyptus sitzen und mit den beiden anderen Mädels über den „Gorilla“ plaudern, dann an dem Strand von Pegli und Rapallo, sie fuhr wieder in dem belebten D-Zuge und lächelte über seltsame Mitreisende, eine Galerie mit gewaltigen Tizianbildern und Fresken wölbte sich plötzlich über ihr, Paläste stiegen auf und winkelige Gassen, Berge verflüchteten sich in die Ebene des Badener Landes, sie saß an Mutters Seite und plauderte über die Reise, das Leben in Weinheim, ihre Zukunft, und dann sah sie Tante Paula und Frau Geheimrat Noeldecke, die sie gar nicht kannte, um einen großen runden Tisch sitzen, auf dem eine altmodische Kaffeedecke lag. Und Hanna sah sie und Oberpostrats und eins . . . zwei . . . nein — sie konnte deutlich erkennen — vier Kuchen von beträchtlichem Umfang standen auf dem Tisch. „Wo hat es dir eigentlich am besten gefallen?“ hörte sie plötzlich eine Stimme fragen. Sie wollte etwas erwidern, aber ehe das noch geschah, sagte Hanna, ihre leichten blonden Haare ein wenig zurechtzupfend, mit einem recht verschmitzten Gesicht: „In Brunate, natürlich . . . Da hatte sie ein Geheimnis vor uns . . . Aber eine Reise ohne Liebesgeschichte, meinte einmal Giuseppe Verdi, „das war keine Reise überhaupt nicht“. Beate wollte etwas sagen. Da sah sie plötzlich, wie Guido mit dem Spazierstock in der Luft herumwirbelte und ausrief: „Ich hab's . . . ich hab's.“ Und dieser Ausruf war so laut und mächtig, daß Beate aus ihrem Schlaf fuhr. Sie sah sich im Zimmer um. Aber das war ja abgeriegelt. Sie war allein.

Und ihren müden Körper schwerfällig erhebend, ließ sie sich ins Bett sinken.

Wie zu Anfang dieser Erzählung sitzen am nächsten Nachmittag drei junge Mädchen wieder im Vorzimmer des Justizrats von Loschbeck.

Wie damals sind eine Menge Leute vor ihnen.

Sie aber sitzen abgesondert auf einer schmalen Bank, nebeneinander wie Vögel auf einer Stange. Der Bureauvorsteher hat bereits gesagt, daß Herr Justizrat die Damen zu allerletzt sprechen wolle, da es etwas länger bei ihnen dauern werde. Einmal hat er selbst, um eine Unterschrift zu beglaubigen, das Zimmer betreten und den Damen freundlichst zugenickt. Wie damals sitzen die drei Mädels vor einem Geheimnis. Aber die Erwartung vor der Lösung des Rätsels ist nicht bei allen gleich stark. Denn bei Beate ist noch eine andere Erwartung im Spiel, die sie schweigend mit sich herumschleppt. Auch mit der Morgenpost ist kein Brief gekommen. Und ihre Bedrängnis ist gestiegen. Wo ist Guido und was ist mit ihm?

Sie macht sich eine Annahme zurecht. Guido wird sich heute nachmittag durch den Rechtsanwalt entschuldigen lassen. Er kann irgendeine wichtige Geschäftssache vorschützen, die ihn von Berlin fernhält. Die Verabredung von gestern war dann eben nur des Scheins wegen. Sie hält es für ausgeschlossen, daß Guido sein Versprechen bricht und sich den Mädels zeigen wird, die ihn natürlich sofort wiedererkennen würden. Oder daß er gar seine geheimen Beziehungen zu ihr preisgeben könnte! Aber so sehr sie jetzt überhaupt alle Gedanken um diese Frage verscheuchen möchte, sie lassen sie nicht los. Immer, wenn die Türe vom Eingang aufgeht, blickt sie scheu hinüber, ob es vielleicht Herr von Treller-Els ist, der jetzt eintritt . . .

Auch das Schwatzen Hannas will bei ihr nicht verfangen. Sie ist wieder ganz obenauf, die Kleine. Zwar hat ihr Tante Paula das Vergnügen des Inkognito schon an dem ersten Tage gründlich verdorben und Mutter Frohsam schon für heute abend wieder eine ganze Reihe von Freunden zum Abendbrot gebeten, um das heimgekehrte Kind anzustaunen, aber das hat sie keineswegs daran gehindert, noch einen ausgedehnten Bummel durch die Straßen, Warenhäuser, Kinos und Untergrundbahnen zu machen, wobei sie durchblicken läßt, daß sie sich dabei keineswegs „einsam“ gefühlt habe.

Auch einige Toilettensachen hat sie sich neu angeschafft, und sie zieht jetzt ein charmantes kleines Puderdöschen hervor, mit dessen Quaste sie ihr Stupsnäschen bearbeitet: „Man kann nie wissen . . .“ flüstert sie, „vielleicht ist „Er“ ein blendend schöner Mann . . ., da möchte man doch im besten Licht erscheinen . . .“

Erika hat sich damit abfinden müssen, recht bald Berlin zu verlassen. Frau von Hohenquast-Lettwitz liegt bereits nach ihr auf der Lauer. Ein Brief bittet dringend um ihr baldiges Kommen. „Jetzt kann ich nicht einmal mehr mein Tagebuch hier ausarbeiten . . .“ seufzte sie, „und wer weiß, ob ich unter Kühen und Ferkeln noch dazu Lust haben werde . . .“

Beate läßt sie reden. Sie zählt die vergehenden Viertelstunden. Jetzt ist es gleich sechs Uhr. Noch ein Klient wartet. Er hat nur einen Augenblick beim Justizrat zu tun, erwidert er auf Hannas naseweise Frage. Und dann kommt auch er aus dem Arbeitszimmer zurück.

Und eine Weile ist niemand beim Justizrat. Die Mädels sind ganz still geworden. Bis der Justizrat die Türe öffnet:

„Darf ich Sie bitten, meine Damen . . .?“

Etwas scheu treten sie ein.

Niemand außer ihnen und dem Justizrat ist in dem Zimmer.

Beate atmet auf.

Sie hat also recht gehabt. Guido hat es verstanden, sich vor der „Begrüßung“ zu „drücken“.

Fast möchte sie lächeln. Darüber, daß sie sich unnötiges Kopfzerbrechen machte.

Der Justizrat bittet die Damen, Platz zu nehmen. Er spricht ihnen zunächst noch einmal seine Freude darüber aus, sie so wohlbehalten und guter Dinge wieder in der Heimat zu sehen.

„Und Sie . . ., Fräulein Mönch . . ., haben Sie Ihre Diphtheritis ganz ohne Folgen überstanden . . .?“

Erika lächelt.

„Ich fühle mich so wohl wie nie . . .“, sagt sie und denkt dabei, wie wenig sie es nötig hat, mit der Landluft in eine dauernde Verbindung zu treten. Nach ein paar weiteren Belanglosigkeiten sagt der Justizrat:

„Und nun, meine Damen, zu dem eigentlichen Zweck unserer heutigen Zusammenkunft . . . Ich sagte Ihnen schon gestern, daß der Stifter Ihrer Reise Ihre Bekanntschaft machen möchte . . . Sie werden sich ja überhaupt fragen, wer eigentlich diese Reise veranstaltet hat. Sie haben vielleicht ganz absonderliche Gedanken darüber gehabt, irgendein großes Reklamewerk oder dergleichen dafür verantwortlich gemacht . . . Da muß ich Sie nun ein wenig enttäuschen . . . Der Stifter dieser Reise ist eine Privatperson, und zwar eine Persönlichkeit, welche durch ganz besondere Umstände auf die Idee gekommen ist, drei jungen Mädchen das Vergnügen einer Italienreise zu vermitteln . . . Die Umstände würden Sie nicht interessieren, meine Damen . . .“

Beate hat atemlos zugehört. Jetzt möchte sie innerlich aufjubeln: alles, was der Justizrat sagt, klingt durchaus so, als ob Guido dahintersteckt, es deckt sich mit allem, was sie von diesem Nachmittag erhofft hat. Sie wartet jetzt darauf, welche Entschuldigung der Justizrat für das Fernbleiben des „Stifters“ angeben wird.

Der fährt fort:

„Nun wollte der „Vater“ Ihrer Reise, meine Damen, gerne Ihre Bekanntschaft machen, aber . . .“

Das Telephon hat geläutet.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(42. Fortsetzung.)

„Der Herzog hat mir es zugeschickt," antwortete Georg, indem er sich ankleidete, „mir wäre alles zu kostbar gewesen."

„Ist doch ein prächtiger Herr, der Herzog, und erst jetzt, seit ich einige Zeit hier bin, sehe ich ein, daß man ihm bei uns in Ulm zuviel getan hat. An einem solchen Hofe ist es doch was anderes als in den Städten. Und Herzog von Württemberg klingt auch schöner als Bürgermeister von Ulm. Und doch möcht' ich nicht in seiner Haut stecken. Ihr werdet sehen, Vetter, es geht noch einmal bergab mit ihm."

„Das ist Euer altes Lied, Herr Dieterich. Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr damals in Ulm groß tatet mit Eurer Politika und wie Ihr regieren wolltet in Württemberg? Wie ist es denn jetzt?"

„Ist nicht alles eingetroffen?" erwiderte der Ratsschreiber mit weiser Miene. „Weiß noch wie heute, daß ich prophezeite, die Schweizer ziehen heim, die Landschaft werden wir für uns gewinnen, und die Burgen werden wir einnehmen."

„Ja, ja! Ihr habt sie erobern helfen," lachte Georg, „seid ja in einer Sänfte zu Feld getragen worden; aber damals sagtet Ihr auch, der Herzog werde nie zurückkehren, und jetzt sitzt er ganz warm und ruhig hier."

„Nicht so ruhig, als Ihr glaubt. Zwar ich wollte ihm und Euch wünschen, er behielte sein Land; uns hat es doch nichts genützt, die großen Herren nehmen alles für sich, an unsereinen kam nichts als etwa die Ehre, für den Bund geköpft zu werden; möchte es ihm wohl gönnen; aber — glaubet mir, es sieht nicht so ruhig aus, als man hier meint. Die vertriebenen Räte haben von Eßlingen aus an den Kaiser und das Reich geschrieben und geklagt; der Bund ist wieder auf den Beinen; bei Ulm steht schon wieder ein neues Heer."

„Gerede, nichts weiter; ich weiß gewiß, daß der Herzog sich mit Bayern versöhnen wird."

„Ja will, aber nicht versöhnen wird. Das hat noch manchen Haken. Aber was sehe ich? Ihr werdet doch nicht den alten Fetzen von einer Feldbinde zu dem stattlichen Hochzeitsschmuck anlegen wollen. Pfui, das paßt nicht zusammen, lieber Vetter."

Der Bräutigam betrachtete die Schärpe mit inniger Liebe. „Das versteht Ihr nicht", sagte er, „wie gut sich dies zum Hochzeitsgewande schickt. Es ist ihr erstes Geschenk; sie flocht sie heimlich bei Nacht auf ihrem Kämmerlein, als ihr die Kunde kam, daß sie bald scheiden müsse. Sie hat manche Träne hineingewoben, hat das Gewebe oft an die Lippen gedrückt, drum ward es mir eine Zauberbinde und meinen Augen ein Trost, wenn ich im Unglück auf die Brust herniedersah. Sie darf nicht fehlen, diese Binde; hat sie die Not mit mir getragen, so sei sie mir ein heiliger Schmuck am Tage des Glückes."

„Nun, wie Ihr wollt, hängt sie in Gottes Namen um; jetzt noch das Barett aufgesetzt und schnell den Mantel umgehängt, sie läuten schon das Erste drüben in der Kirche. Sputet Euch, lasset das Bräutlein nicht so lange warten!"

Der Ratsschreiber stellte sich noch einmal vor den jungen Mann und musterte mit strengen Kenneraugen seinen Anzug. Er zog da eine Spange schärfer an, er verwischte dort eine Falte, steckte hier eine Feder höher, und immer zufriedener wurden seine Blicke. Er gestand sich, daß der große, schlanke, junge Mann, sein schöner Kopf, die klaren, mutigen Augen ganz des lieblichen Bäschens würdig seien. „Weiß Gott", sagte er, „Ihr sehet aus Vetter, als wäret Ihr von unserem Herrgott gerade zum Hochzeiter erschaffen worden. Es ist mir lieb, daß Euch heute Berta nicht sehen kann, es möchte ihr wieder auf acht Tage schwindelnd werden, dem armen Kind! — Kommt, kommt; ich fühle mich stolz, Euer Geselle zu sein, wenn ich auch vierzehn Tage zu spät nach Ulm zurückkehre."

Georgs Wangen röteten sich, sein Herz pochte, als er sein Gemach verließ. Die Freude, die Erwartung, die Erfüllung jahrelanger Wünsche bestürmten seine Sinne und wie trunken ging er neben Herrn Dietrich durch die Galerien. Die Türe ging auf, und Marie im Glanze ihrer Schönheit stand umgeben von vielen Frauen und Fräulein, die, vom Herzog eingeladen, heute ihre Begleitung bilden sollten. Marie errötete, als sie den Geliebten sah, sie betrachtete ihn staunend, als seien seine Züge heute mit einem neuen Glanze übergossen; sie schlug die Augen nieder, als sie seinen freudetrunkenen Blicken begegnete. Was hätte Georg darum gegeben, die Geliebte an sein Herz ziehen, den Gruß der Liebe auf ihre Lippen drücken zu dürfen, aber die strenge Sitte der Zeit trennte an diesem Tage durch eine weite Kluft, was sich sonst schon längst gefunden hatte. Dem Bräutigam war es nicht erlaubt, die Hand der Braut zu berühren, ehe sie der Priester in die seinige legte, und der Braut wurde es übel aufgenommen, wenn sie den Bräutigam gar zu viel und gar zu lange ansah. Züchtig, ehrbar, die Augen auf den Boden geheftet, dabei die Hände unter der Brust gefaltet, mußte sie stehen — so wollte es die Sitte.

Bei mancher andern möchte diese Stellung erzwungen und steif erschienen sein, doch, wie die Natur über ihre lieblichsten Töchter in jeder Lage, in Trauer und Freude, den Zauber der Schönheit ausgießt, so war auch diese unnatürliche Haltung der Braut bei Marien zum gelungensten Bild geworden: die zarte Röte, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechselte, der süße Mund, in dessen Winkeln ein Lächeln aufzukeimen schien, der feine, weiche Vorhang der gesenkten Lider, die zarten Fransen der dunkeln Wimpern, durch welche die blauen, glänzenden Augen wie eine aufgehende Sonne kaum sichtbar durchschimmerten, sie gaben ein Bild holder verschämter Liebe, die dem Geliebten die Arme öffnen, die seinen Namen mit den süßesten Tönen aussprechen, die die Augen aufschlagen möchte, um ihm durch einen Blick ihre Wünsche zu verkünden; doch die mächtigere Natur, das verwirrende Gefühl der Beschämung windet ihr die Hände nur noch fester zusammen, schlägt die zarte Hülle der Wimpern vor das glühende Auge herab und verschließt den Mund, daß er nur heimlich und stille lächelt, aber das Geheimnis der Liebenden nicht ausspricht.

Verschwunden war die erhabene Haltung Mariens, verschwunden die Majestät ihrer Stirne und jener gebietende ernste Blick, der auch den Kühnsten gefesselt hätte; aber man war versucht, jene erhabeneren Schönheiten nicht zurückzuwünschen: lag doch in diesem verschämten Bekenntnis, durch einen Blick des Geliebten überwunden zu sein, ein höherer Reiz, als wenn das stolze Auge frei um sich geblickt, und dieser geschlossene Mund das Geständnis der Liebe laut und offen ausgesprochen hätte. So hatte die Natur Marien an diesem Tage einen neuen Zauber verliehen, der so mächtig wirkte, daß Georg einige Momente seine Braut verwunderungsvoll betrachtete, und sein Herz sich stolzer hob, im Gefühle, dieses liebliche Kind sein nennen zu dürfen.

Jetzt kam auch der Herzog, der den Ritter von Lichtenstein an der Hand führte. Er musterte mit schnellen Blicken den reichen Kreis der Damen, und auch er schien sich zu gestehen, daß Marie die schönste sei. „Sturmfeder!" sagte er, indem er den Glücklichen auf die Seite führte, „dies ist der Tag, der dich für vieles belohnt. Gedenkst du noch der Nacht, wo du mich in der Höhle besuchtest und nicht erkanntest? Damals brachte Hans, der Pfeifer, einen guten Trinkspruch aus: „Dem Fräulein von Lichtenstein! Möge sie blühen für Euch!" — Jetzt ist sie dein, und was nicht minder schön ist, auch dein Trinkspruch ist erfüllt: Wir sind wieder eingezogen in die Burg Unserer Väter."

„Möge Euer Durchlaucht dieses Glück so lange genießen, als ich an Mariens Seite glücklich zu sein hoffe. Aber Eurer Huld und Gnade habe ich diesen schönen Tag zu verdanken, ohne Euch wäre vielleicht der Vater —"

„Ehre um Ehre, du hast Uns treulich beigestanden, als Wir Unser Land wieder erobern wollten, drum gebührte es sich, daß auch Wir dir beistanden, um sie zu besitzen. — Wir stellen heute deinen Vater vor, und als solchem wirst du Uns schon erlauben, nach der Kirche deine schöne Frau auf die Stirne zu küssen."

Georg gedachte jener Nacht, als der Herzog unter dem Tor von Lichtenstein sich auf diesen Tag vertröstete, unwillkürlich mußte er lächeln, wenn er der Würde und Hoheit gedachte, mit welcher die Geliebte den Mann der Höhle damals zurückgewiesen hatte. „Immerhin, Herr Herzog, auch auf den Mund! Ihr habt es längst verdient durch Eure großmütige Fürsprache."

„Wer sind deine Gesellen, die dich zum Altar geleiten?" fragte der Herzog.

„Marx Stumpf und der Ulmer Ratsschreiber, ein Vetter von Lichtenstein."

„Wie, das feine Männlein, den mein Kanzler köpfen lassen wollte? Da hast du links den zierlichsten und rechts den tapfersten Mann des Schwabenlandes. Glück zu, junger Herr! doch ich will dir raten, mehr rechts zu halten als links, dann kann es dir nie fehlen auf Erden, und wärst du so eifersüchtig als ein Türke. Sieh, sieh, da kommt ja der Rechte, sieh, wie seine breite, kurze Gestalt sich wunderlich ausnimmt unter den Frauenzimmern. Und wie er sich stattlich angetan hat! Den verschossenen grünen Mantel trug er schon Anno elf auf unserer Hochzeit mit Frau Sabina Lobesan."

„Kann mich nicht viel mit dem Anzug befassen", erwiderte der tapfere Ritter von Schweinsberg, der die letzten Worte noch gehört hatte; „auch mit dem Tanzen will es nicht

recht gehen, Ihr werdet mich entschuldigen; will aber heute abend im Ritterspiel der neue Eheherr eine Lanze mit mir brechen —"

„So willst du ihm aus lauter Zärtlichkeit und Höflichkeit ein paar Rippen einstoßen!" lachte der Herzog; „das heiße ich einen Bräutigamsgesellen von echter Art. Nein, da rate ich dir, Georg, dich lieber links zu halten; der Ulmer wird dir nicht wehe tun."

Die Flügeltüren öffneten sich jetzt, und man sah auf der breiten Galerie das Hofgesinde des Herzogs in Ordnung aufgestellt. An diese schlossen sich die Edelknaben an, welche brennende Kerzen trugen; dann folgte der glänzende Zug der Fräulein und Edelfrauen, die sich zu diesem Feste eingefunden hatten. Sie waren in reiche, mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe gekleidet, und jede hatte einen Blumenstrauß und eine Zitrone in der Hand. Die Braut wurde von Georg von Hewen und Reinhardt von Gemmingen geführt. Viele Ritter und Edelleute schlossen sich an diese an, in ihrer Mitte ging Georg von Sturmfeder, Marx Stumpf zu seiner Rechten, der Ratsschreiber Dieterich von Kraft zu seiner Linken. Sein ganzes Wesen schien von einer würdigen Freude gehoben, seine Augen blinkten freudig, sein Gang war der Gang eines Siegers. Er ragte mit dem wallenden Haar, mit den wehenden Federn des Baretts weit über seine Gesellen hervor. Die Leute betrachteten ihn staunend, die Männer lobten laut seine hohe, männliche Gestalt, seine edle Haltung, aber die Mädchen flüsterten leise und priesen seine schönen Züge und das freie, glänzende Auge.

So ging der Zug aus dem Tore des Schlosses nach der Kirche, die nur durch einen breiten Platz von ihm getrennt war. Kopf an Kopf standen die schönen Mädchen und die redseligen Frauen, sie musterten die Anzüge der Fräulein, strengten die Blicke an, als die schöne Braut vorbeiging, und waren voll Lobes über den Bräutigam.

Unter den zahlreichen Zuschauern sah man auch eine rüstige, runde Bauersfrau mit ihrem Töchterlein stehen. Diese Frau verneigte sich immerwährend zu großer Belustigung der Städtler umher, die nur der Braut und dem Herzog diese Aufmerksamkeit bewiesen. Sie unterhielt sich dabei eifrig mit ihrer Tochter. Das schöne Kind an ihrer Seite schien aber wenig auf ihre Reden zu achten; sie übersah den glänzenden Zug der Fräulein, ihre hellen Augen waren nur immer auf die nahende Braut gerichtet. Je näher diese kam, desto röter färbten sich die Wangen des Mädchens, das rote Mieder hob und senkte sich ungestüm, und das pochende Herz schien die silbernen Ketten, womit es eingeschnürt war, zersprengen zu wollen. Sie sah Marien fest und durchdringend an, die hohe Schönheit der jungen Braut schien sie zu überraschen, ein wehmütiges Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund. „Sie ist's!" rief sie unwillkürlich aus und verbarg dann schnell ihr Gesicht hinter dem Rücken ihrer Mutter, denn die Umstehenden sahen verwundert nach ihr hin.

„Jo, dia ist's; Bärbele! Dia ist grausig schö!" flüsterte die runde Frau und neigte sich tief. „Jetzt wellet mer uf da Junker bassa."

Das Mädchen schien dieses Rats nicht erst zu bedürfen, denn sie blickte längst hinüber nach jener Seite, woher er kommen mußte. „Er kommt, er kommt", hörte sie ihre Nachbarn flüstern; „der ist's in dem weißen Kleid, mit dem blauen Mantel, er geht gerade vor dem Herzog." Sie sah ihn, nur einen Blick warf sie nach ihm hin und wagte dann nicht mehr aufzublicken; die tiefe Röte ihrer Wangen verschwand, als er vorüberging, sie zitterte, eine Träne fiel herab auf das rote Mieder; — jetzt war er vorüber, jetzt hob sich das Köpfchen wieder ein wenig auf und sandte ihm einen Blick nach, der mehr auszudrücken schien, als die reine Bewunderung oder das Staunen der Neugierde.

Als der Zug vorüber war, drängten sich die Zuschauer mit Ungestüm zu den Kirchtüren, und in einem Augenblicke war der Platz, der noch kurz zuvor den Anblick einer bunten, wogenden Menge dargeboten hatte, wie ausgestorben. Die runde Frau blickte noch immer staunend den schönen, geputzten Stadtjungfern nach, welche mit ihren brokatenen Hauben und goldgestickten Miedern, mit ihren feinen, langen Röcken, an welchen man nur um den Hals und Busen das Zeug allzusehr gespart zu haben schien, in der Bauersfrau mächtige Sehnsucht nach solcher Pracht und Herrlichkeit erweckt hatten.

Als sie sich umwandte, erschrak sie nicht wenig, denn ihr holdes Kind hatte das blühende Gesichtchen in die Hände verborgen und weinte. Sie konnte nicht begreifen, was dem Mädchen begegnet sein könne, sie faßte ihre Hand, zog sie herab von den Augen — sie weinte bitterlich. „Was hoscht denn, Bärbele," fragte sie halb unmutig, doch nicht ohne Teilnahme, „was heulscht denn? Hoscht's denn et g'seha? Gang, 's ischt jo a Schand! Wenn's so ebber*) sieht; so sag' no, worum du heulschst?"

„J wois et, Muater!", flüsterte sie, indem sie vergeblich ihre Tränen zu bezwingen suchte. „Es ischt mer so weh im Herz drin, i wois et, worum."

„Laß jetzt bleiba, sag e! Komm, sonst komme mer z'spot in d' Kirch. Hairsch,**) wie se musizieret und singet? Komm, sonst sehe mer nix mai!" Die Frau zog bei diesen Worten das Mädchen nach der Kirche. Bärbele folgte, sie bedeckte die Augen mit der weißen Schürze, um nicht den Stadtleuten zum Gespötte zu werden; aber die tiefen Seufzer, die sich aus ihrer Brust heraufstahlen, ließen ahnen, daß sie einen tiefen Schmerz vergeblich zu unterdrücken suche. Die Orgel schwieg, der Chorgesang verstummte, als sie an der Kirchtüre anlangten. Die Einsegnung des schönen Paares mußte in diesem Augenblicke beginnen. Aber vergebens suchte die runde Frau durch die dichten Reihen zu dringen, welche die Türe füllten, sie wurde, so oft sie sich in einen freien Raum zu schieben suchte, unwillig und mit Scheltworten zurückgestoßen.

„Komm, Muater!" sprach das Mädchen. „Mer wellet hoim; mer sent arme Leut, uns lasset se et in d' Kirch; komm hoim."

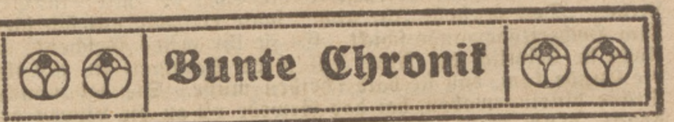
„Was? D'Kircha sind für älle Leut erschaffa! au für d'Arme. Wia, ihr Herra, lent es e bisle do net. Mer sehet jo gar nix."

„Wag!" sprach der Mann, an den sie sich gewendet hatte, und kehrte ihr ein rotbraunes Gesicht mit schrecklichem Bart zu. „Wag? Packt euch fort, wir lassen niemand durch; wir sind die allergnädigsten herzoglichen Landsknechte, wir, und nach dem Zanktus,***) hat der Hauptmann befohlen, darf Zeele mer durch; Mordblei! Tut mir leid, wenn ich in der Kirche fluche, aber ich zag', weg da!"

„Die Olte muß wec, sogen wer, ober das Dienderl darf rein; komm, Schatzerl! Do konnt's recht gut sehen; schaut's, jetzt steckt ihr der Propst den Ring on, jetzt legt er ihne die Händ zusommen — gib mir en Schmatzerl, dann darfst sehn." Der Staberl von Wien streckte bei diesen Worten seine tapfere Hand nach dem Mädchen aus, doch diese schrie laut auf und entfloh weinend; die runde Frau aber verwünschte die Stadtleute, die Stadtkirchen und die unanständigen Landsknechte und folgte ihrer Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jemand.
**) Hörst du?
***) Das Sanctus in der Messe.



*** Alte Akten als Einnahmequelle.** Die Notwendigkeit der Sparsamkeit in Deutschland verlangt, daß abgenützte, verbrauchte, infolge von Beschädigung nicht mehr verwendbare Gegenstände wenigstens als Altmaterial verwertet und der Erlös aus ihrem Verkauf den Einnahmen des Reiches hinzugefügt wird. Gefühlsmäßig möchte man annehmen, daß die so gewonnenen Beträge bei der Größe des Reichsbesitzes und bei der Fülle des Aktenmaterials sehr bedeutend sein müßten. Eine Prüfung des Reichshaushaltsplanes für das Rechnungsjahr 1928 ergibt, daß tatsächlich insgesamt das Reich aus dem „Erlös aus dem Verkauf unbrauchbar oder entbehrlich gewordener Geräte, Ausstattungsgegenstände, Drucksachen, Akten und von Altstoffen und dergl." — so heißt stets der betreffendeEtattitel — einen Betrag von mehr als 2 109 470 Reichsmark erzielt. Die einzelnen Posten der Zusammenstellung zeigen, daß der Erlös aus Aktenmaterial bei den einzelnen obersten Reichsbehörden gering ist. An der Spitze der Verkäufer steht der Summe nach das Reichswehrministerium. In diesem Posten von rund 1½ Millionen Mark werden aber auch die Verkaufserlöse für Truppendienstpferde und für überflüssig gewordene Pferde verrechnet. Auffallend hoch ist — abgesehen von dem Erlöse der Landesfinanzämter — die Einnahme des Reichsverkehrsministeriums. Die Erläuterung zu diesem Etatartikel erinnert daran, daß im Jahr 1926 das Doppelte dieser Summe vereinnahmt worden ist. Damals wurden nämlich eine Anzahl ausgemusterter Dampfer verkauft, so daß eine Viertel-Million Mark als Einnahme gebucht werden konnte. Auffallend gering sind schließlich die Erlöse des Reichsgerichtes und des Reichsjustizministeriums. Vermutlich werden hier die Akten und Drucksachen ganz besonders lange aufbewahrt.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.